

Zeitschrift: Verhandlungen der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft =
Actes de la Société Helvétique des Sciences Naturelles = Atti della
Società Elvetica di Scienze Naturali

Herausgeber: Schweizerische Naturforschende Gesellschaft

Band: 121 (1941)

Vereinsnachrichten: Sektion für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

13. Sektion für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften

Sitzung der Schweizerischen Gesellschaft für Geschichte der Medizin
und der Naturwissenschaften.

Sonntag und Montag, 7. und 8. September 1941

Präsident : Prof. Dr. J. STROHL (Zollikon-Zürich)

Sekretär : Prof. Dr. HANS FISCHER (Zollikon-Zürich)

1. C. G. JUNG (Küsnacht b. Zürich). — *Paracelsus als Arzt.*

Paracelsus war ein überaus fruchtbarer und vielseitiger Schriftsteller. Die *Husersche* Gesamtausgabe von 1616 beträgt allein 2600 Folioseiten und ist nicht einmal vollständig. Die Frage der Echtheit vieler überlieferter Tractate ist zum Teil noch liquid. Das Studium der Schriften ist erschwert durch viele Unklarheiten und Widersprüche und namentlich auch durch die von Paracelsus reichlich verwendete *Arcanterminologie*. Seine Einstellung zur Schulmedizin ist skeptisch und rücksichtslos aggressiv, seine Kritik zwar vielfach berechtigt, aber von ungeschlachter Grobheit. Er hat hauptsächlich als luftreinigendes Gewitter gewirkt, indem er alle gegen die damalige Medizin bestehenden Gegengründe laut und schonungslos zum Ausdruck brachte. Zu gleicher Zeit vermischte er die bestehenden medizinischen Auffassungen mit Astrologie, Alchemie, Naturphilosophie (neuplatonischer Prägung), Vulgärmedizin und « Wundartzney », wodurch vielfache Auffassungsveränderungen angeregt wurden. *Conrad Gessner* schreibt von ihm, dass er ein arianischer Ketzer und Zauberer sei und mit Dämonen Umgang habe. Auch hebt er hervor, dass Paracelsus die Anatomie des menschlichen Körpers verspottete und dafür die astrologischen Beziehungen der Körperteile in den Vordergrund stelle. Paracelsus verlangt vom Arzt eine völlige Kenntnis des Lebens und des Menschen in allen äussern Aspekten. Physiologie und Psychologie leitet er aus der hl. Offenbarung, der Astrologie und Alchemie ab. Er ist in erster Linie ein Alchemist und denkt alchemistisch. Daher gehören Astrologie und Alchemie für ihn zum unerlässlichen Rüstzeug des Arztes neben einer ausgebreiteten Kenntnis der Vulgärmedizin, der Magie und der « Philosophie ». Er steckt voll der Superstitionen seiner Zeit. Der Arzt soll aus den äussern Naturerscheinungen die Krankheiten studieren, z. B. aus den Oxydationserscheinungen der Metalle. Denn Alles Innen ist wie Aussen. Der Arzt « sieht und weiss ausserhalb dem Menschen alle

Krankheit». Für die Herstellung der besonders wirksamen Arcanmittel ist ebenfalls Alchemie nötig. Diese Mittel spielen eine bedeutende Rolle, besonders in der Behandlung der Geisteskrankheiten. Alchemie braucht aber auch der Arzt persönlich für sich selber, und zwar als Mittel zur eigenen *seelischen Reifung*. Er wird durch das opus alchymicum «zeitlig» gemacht. Ausser dieser Andeutung gibt es noch viele andere in den Schriften des Paracelsus, welche auf die Existenz einer alchemistischen Geheimlehre hinweisen (besonders Tract. de vita longa). Die Lehre vom «Astrum» ist neben dem alchemistischen Standpunkt wohl die für Paracelsus am meisten charakteristische Auffassung. Es ist eine Lehre der astrologischen Entsprechung, wie sie sich schon in der alten Alchemie vorfindet, ganz besonders in der Tabula Smaragdina des Hermes: «Himmel oben, Himmel unten». Paracelsus sagt: «In jedem Menschen ist ein besonderer Himmel, ganz und unzerbrochen». Der obere Himmel, das Firmament, ist der «Vatter» des untern Himmels, nämlich der astrologischen Konstitution des Menschen. Diese bezeichnet er als «Anatomey». Er sagt, die Milchstrasse «gehe durch den Bauch». Auch hier macht sich neuplatonische Geheimlehre bemerkbar: der gestirnte Himmel ist der homo maximus, dessen Vertreter im Microcosmus (d. h. im Mensch) gewissermassen das Astrum oder corpus astrale ist. Aus den Krankheiten des Himmels, d. h. aus abnormen astrologischen Aspekten, lässt sich auch die Krankheit des Menschen erkennen, denn «alle Infection gehet an im Gestirne, und vom Gestirn folget es hernach in Menschen». Ganz besonders wichtig sind die astrologischen Aspekte in der Arzneimittelbereitung und in der eigentlichen Therapie. Auf die astrologische Koordination der therapeutischen Massnahmen ist Paracelsus besonders stolz. Er sagt hievon: «Hierinn ligt der Butz, den noch nie kein Artzt vom Ersten biss auf mich gebissen hatt». Auch die Krankheitsnamen sollten alle in Übereinstimmung mit den Gestirnen gebracht werden. (Morbus Leonis, Sagittarii usw.). Paracelsus fordert, dass der Arzt auch «Philosoph» sei. Unter «Philosophiey» versteht er ausschliesslich die hermetische Naturphilosophie. Natur ist ihm gleich Philosophie. Die alchemistischen Synonyma philosophia, sapientia und scientia sind auch bei Paracelsus identisch. Sie sind abstrakt sowohl wie konkret, indem die philosophia oder scientia zugleich auch so gehandhabt wird, wie wenn sie ein *Stoff* wäre. Sie ist mercurius, aurum non vulgi, aqua permanens, sal sapientiae usw. Die «Philosophie» fliesst zusammen mit der *ars cabbalistica*, der sogenannten «Gabal» und mit den mannigfachen Formen der *Magie*. Paracelsus ist auch ein grosser «Psychotherapeut». Abgesehen von einer bemerkenswerten Einfühlung in den Kranken, verwendet er ausgiebig die Kunst der *Krankheitsbesprechung*, welche er als «Theorica» bezeichnet. Diese besteht darin, wie ein Beispiel zeigt, dass er dem Kranken den Entstehungs- und Heilungsvorgang der Krankheit in anschaulichen Bildern vorerzählt. Paracelsus war ein Arzt mit Leib und Seele, mit einer tief religiösen Einstellung zu den Aufgaben seines Berufes. So sagt er z. B.: «So muss der Artzt mit solcher Barmhertzigkeit unnd

liebe nicht weniger, dann wie sich Gott gegen den Menschen vermeint, auch gefast seyn.» Barmherzigkeit ist «ein Schulmeister der Artzten». In welcher Verantwortung und auf welcher Höhe er sich als Arzt fühlte, zeigt sein Ausspruch, der seinem Verhältnis zu Gott Gestalt gibt: «Ich unter dem Herrn, der Herr unter mir, ich unter Ihm, ausserhalb meines Ampts, und Er unter mir ausserhalb Seines Ampts. Also ist je einer unter des Andern Ampt, unnd in solcher Lieb, je einer dem Andern unterworfen.»

Der Vortrag erscheint in extenso in *C. G. Jung: Paracelsica*. Rascher, Zürich.

2. HANS FISCHER (Zürich-Zollikon). — *Der junge Paracelsus*.

Leben und Werk bilden bei Paracelsus eine unabtrennbare Einheit. Doch fliessen die Quellen seines Lebens so dürftig, dass es schwer hält, Eigentümlichkeiten seiner Lehre und Praxis aus bestimmenden Erlebnissen seiner Jugend abzuleiten.

Als Bauernbub ist der junge Theophrastus im rauhen Walddal an der Sihl im Umkreis des Benediktinerklosters Einsiedeln aufgewachsen. Dort hat er nicht nur den Duft der bunten Alpenwiesen in sich aufgenommen, sondern beim häufigen Zug der Einsiedler Wallfahrer ist sein übermächtiges Interesse an menschlicher Art und Abart frühzeitig geweckt worden.

Der Vater verlässt — unbekannt aus welchem Grund — das Einsiedler Walddal und zieht mit dem Neunjährigen nach Villach. Dort dringt er, vom Vater eingeführt, in die Wunderwelt der Bergwerke und Schmelzhütten ein und lernt, neben chemischen Hüttenkenntnissen, im Benediktinerkloster im nahen Lavanttal auch alchemische Werke der Araber kennen. Er findet dort auch humanistische Unterweisung und lernt Latein.

Mit 17 Jahren zieht er als junger Heilbeflissener aus in die weite Welt, kommt in Italien auf den Hochschulen Paduas und Ferraras mit der «klassischen» Medizin galenischer Observanz erstmals in Berührung. Der Widerspruch erwacht, doch hält der junge Neuerer an Ferraras hohen Schulen aus, bis er als beider Arznei Doktor promoviert hat. Ferrara bot ihm galenische Wissenschaft in bester Form durch den hochgebildeten Humanisten *Nicola Leonicensi*, aber Forschungs- und Erkenntnisdrang bleiben durch Buchgelehrsamkeit völlig unbefriedigt: er will im faustischen Drang der Medizin auf den Grund gehen. Zehn volle Jahre durchzieht er fast alle Länder Europas, gelangt bis an Asiens Tore, nach Rhodos und Samos führt ihn der Weg, ganz nah an den Ursprungsort der koischen Medizin. In Hippokrates sieht er Positives, setzt sich mit seinen Aphorismen auseinander. Was er aber an ärztlicher Praxis und Praktik auf seinen Wanderfahrten sieht, enttäuscht ihn tief: viel Routine, viel Buchgelehrsamkeit, aber überall fehlt der unmittelbare Bezug zur Natur, fehlt der tiefere Grund, welchen er in der galenischen Viersäftelehre nie und nimmer zu sehen vermag.

Diese in der Abnützung von beinahe 1½ Jahrtausenden steril gewordene Lehre vermag den unendlich reichen Inhalt der menschlichen Natur und die Fülle der Krankheitserscheinungen ebensowenig zu fassen wie die Natur der äusseren Heilkräfte.

Ärztlichen Rat erteilend und alle menschlichen Lebensverhältnisse vom Hochgestellten bis zum Geringsten der Landstrasse und der Bauernschenken erforschend, findet er nach Zeiten gänzlicher Resignation, in welchen er am ärztlichen Beruf so sehr verzweifelt, dass er ihn nicht mehr auszuüben wagt, den Weg zur Neubegründung der Medizin. Schrittweise geht ihm die Erkenntnis auf, dass entgegen aller Buchgelehrsamkeit ärztliche Einsicht nur aus dem Geiste der Natur, d. h. aus genauer Erkenntnis des gesamten Naturreiches erwachsen kann. Natur und Mensch sind ihrem Wesen nach so innig miteinander verbunden, so genau aufeinander abgestimmt, dass Erkenntnis der äusseren Natur gleichzeitig auch Einsicht in die Natur des Menschen bedeuten muss. Aus dem Geiste dieser umfassenden Konzeption wächst ihm das (antik-mittelalterliche) Bild vom Makro- und Mikrokosmos in neuer Begründung und Gestalt zu einem gewaltigen Architekturwerk aus, welches fortan den festen, für ihn selbst unerschütterlichen Grund der Arznei bilden soll.

So gerüstet folgt er, nun vierunddreissigjährig, dem Rufe Basels ins Amt des Stadtarztes und Ordinarius der Medizin. Was konnte Paracelsus der hohen Schule Basels bieten? Ein gewaltiges praktisches Wissen, den reichen ärztlichen Erfahrungsschatz vieler mühsam erwandelter Jahre. Aber dies war nicht in erster Linie Absicht und Sinn seiner Lehrtätigkeit. Ihm ging es um die Neubegründung der Medizin, welche er aus der galenistisch verdorbenen, scholastisch naturfremden Bücherwissenschaft zur Naturwissenschaft umgestalten wollte. Seine durchaus individuelle Art naturwissenschaftlicher Begründung der Medizin stiess aber auf heftigsten Widerstand. Nicht nur, weil die traditionelle Schulmedizin sich gegen den ihr unbequemen Neuerer zur Wehr setzt, sondern auch, weil das Gewand, in welches Paracelsus seine neue Grundlegung der Medizin kleidet, seine Makro-, Mikrokosmoslehre, dem Denken der humanistisch orientierten Renaissanceärzte in vielem völlig zuwider lief. Mochte auch seine Grundlegung der Medizin trotz ihrer spekulativen Durchsetzung der überlieferten Büchermedizin an innerem Leben und an Naturnähe weit überlegen sein, so war doch nicht zu leugnen, dass sie Elemente einer spekulativ-kosmologischen Weltansicht enthielt, welche mit der im Anzug befindlichen Begründung eines mathematisch-physikalischen Weltbildes niemals vereinbar waren. Freilich ging der Kampf gegen die paracelsische Lehre in erster Linie von den sich in ihrer traditionsgebundenen Sicherheit bedroht fühlenden galenistischen Ärzten aus, welchen klassische Bildung und Interpretation des ärztlich Überlieferten als wissenschaftliches Berufsideal vorschwebte. Und nicht nur dies: der Ruf «zurück zur Natur» hatte auch die klassisch eingestellten Ärzte in fruchtbar forschende Bewegung gebracht: durch eigene Naturbeobachtung und

durch das Experiment sollte die Lehre der Antike auf ihren Wirklichkeitsgehalt geprüft und die im Laufe der Jahrhunderte angesammelte Spreu vom Weizen geschieden werden. Diese der Natur mit offenem Blick zugewandten Ärzte liessen ihre selbsterworbene Natureinsicht nicht in die paracelsische Lehre vom Makro-, Mikrokosmos einzwängen. Da tat sich ein Widerspruch auf, der nicht überbrückbar war und zum Konflikte führen musste.

Dass es in Basel zum offenen Bruch kam, mag viele, historisch teilweise belegbare Ursachen haben. Nicht zuletzt lagen sie in der Kompromissen wenig zugänglichen, temperamentvoll in ihrer Art beharrenden Natur des Paracelsus. Hohenheim musste die einzige Stätte lehrhaften Wirkens, welche ihm zeit seines Lebens beschieden sein sollte — eine Stätte, welche er mit grossen, ja stolzen Hoffnungen betreten hatte — nach kurzer, kaum mehr wie 1 ½ jähriger amtlicher Tätigkeit, fluchtartig verlassen. — Wohl war er für einige Zeit im Innersten verletzt und dadurch im äusseren Wirken gelähmt. Aber diese vielleicht tiefste Krise seines Lebens wurde nicht zum endgültigen Bruch in seinem Leben, sondern was er erstrebt und gelehrt, kam in gereifter, immer wieder neu geprägter Form in seinem grossen Schriftwerk schöpferisch zum Ausdruck. Was im Laufe der nachfolgenden 15 Jahre seines kurzen Lebens an wissenschaftlicher Arbeit zutage trat, bot an Geschlossenheit der Lehre, an ärztlicher Einsicht so viel, dass wir staunend vor dem gewaltigen Werke eines Menschen stehen, der in ruhe- und heimatlosem Wirken der inneren und äussern Menschennatur auf den Grund zu kommen hoffte und dabei rücksichtslos seine Kräfte verzehrte. Bis er am Orte seines letzten Wirkens, in Salzburg, als gebrochener, einsamer Mann die letzte Ruhe fand. So schied er als *Paracelsus Eremita*, als Einsiedler, wie er es begonnen hatte, aus dem Leben.

(Der Vortrag erscheint in der Schweiz. Mediz. Wochenschr. 1941, Nr. 40, in extenso.)

* * *

An die in der Aula der Universität stattgefundenen Vorträge der Herren Proff. C. G. Jung und Hans Fischer schloss sich in der Sammlung für historisches Apothekenwesen, Totengässlein 3 (Direktor : Prof. Dr. J. A. Häfliger), eine Demonstration von Arzneimitteln aus Paracelsischer Zeit an, bei der Herr Apotheker *J. Giezendanner* (Basel) erläuternde Angaben machte.

3. ERNST WÖLFFLIN (Basel). — *Die Narkose im Mittelalter.*

Während im Altertum die Narkose mittelst alkoholischer Extrakte der Mandragorawurzel vorgenommen wurde, treffen wir diese Narkoseform im Mittelalter auffallenderweise nicht mehr an. Statt dessen finden wir ein neues Betäubungsverfahren in Form der sogenannten Riechschwämme. Dieselben stellen keine mittelalterliche Errungen-

schaft dar, sondern lassen sich auf antiken Ursprung zurückführen. Es wurden aus verschiedenen Pflanzen wässrige Extrakte dargestellt, in welche die Schwämme eingetaucht wurden, um nachher an der Sonne getrocknet zu werden. Diese Prozedur wurde mehrmals wiederholt. Direkt vor der Operation wurden die Schwämme in heisses Wasser gelegt und dann dem Patienten vor die Nase gehalten, bis der Schlaf eintrat. Diese Pflanzenextrakte bestanden in der Mehrzahl der Fälle aus Bilsenkrautsamen, einheimischen Mandragorablättern, Schierling, unreifen Maulbeerfrüchten, Kellerhals- und Lactucasamen, Nachtschatten sowie etwas Opium. Wie diese Extrakte durch Einatmen eine Narkose erzeugen konnten, lässt sich nur schwer verstehen. Für die naheliegende Annahme, dass ein Teil des Extraktes innerlich eingenommen wurde, fehlt uns nach den vorliegenden Berichten jeder Hinweis. Trotzdem *müssen* wir sie als wahrscheinlich annehmen. Narkoseversuche, die Vortragender mit Kaninchen und Ratten ausführte, endigten mit negativem Resultat. Kein Tier konnte in Schlafzustand versetzt werden.

Ausser der Riechschwammnarkose, die am häufigsten ausgeübt wurde, wurden im Mittelalter Narkosen auch noch mittelst Alkoholarausches ausgeführt, ferner auf dem Weg der Suggestion, der Kälteanwendung u. a.

Die in Persien und Indien sehr verbreitete Haschischnarkose ist wohl deshalb nie ins Abendland gedrungen, weil der Hanfsamen nur in südlichen Ländern die stark berauschenden Alkaloide produziert.

Dass wir im Mittelalter äusserst wenig Angaben über die Vornahme der Narkose finden, hängt wohl in erster Linie damit zusammen, dass die Kirche damals alles perhorreszierte, was mit Willensentzug, Suggestion, Betäubung zusammenhing. Infolgedessen scheuten sich die Ärzte, solche Kenntnisse an die Öffentlichkeit zu bringen.

Dass die Resultate mit der Schwammnarkose keine allzu glänzenden waren, mag aus der Tatsache hervorgehen, dass im 16. und 17. Jahrhundert viele der bekanntesten Chirurgen den Standpunkt vertraten, ganz ohne Narkose zu operieren.

4. EDUARD FUETER (Wädenswil). — *Der Beginn der Experimentalphysik in der Schweiz.*

Die Experimentalphysik bürgerte sich in der Eidgenossenschaft im Vergleich zu Italien und England verhältnismässig spät und in den einzelnen Städten recht ungleich ein. Sofern man von einzelnen physikalischen Experimenten bedeutender Mediziner in der Schweiz absieht, so gebührt dem Genfer Robert Chouet die Ehre, erstmals systematisch Experimente angestellt und in Vorlesungen die neue Kunst der Naturerkenntnis nach seiner Berufung an die Genfer Akademie 1669 eingeführt zu haben. Diese für jene Zeit revolutionäre Tat stellte einen Ausweg dar. Als überzeugter Cartesianer musste er wegen der kirchlichen Orthodoxie die metaphysischen Wurzeln des Cartesianismus meiden und wandte sich daher der Experimentalphysik zu, wohlver-

traut mit den Schriften von Francis Bacon. Nach dem Zeugnis von Bayle unternahm er Versuche mit Viperngift, Barometer und Thermometer, mit der Aeolipila oder Dampfkugel, mit den «holländischen Tränen» und dem Skyphon. Diese Experimente, die sich auf recht verschiedene Teile der Physik beziehen, zeigen, dass der Experimentalkursus Chouets umfassend war; Bayles Lob, dass Chouet ein genauer Beobachter war, lässt sich in einem Falle nachprüfen und bestätigen. — Im gleichen Jahre, in dem Chouet nach Genf berufen wurde, erschien die französische Ausgabe von Thomas Sprat «L'Histoire de la Société Royale de Londres» in Genf, worin vor allem gezeigt werden sollte, dass die Experimentalphysik für Kirche und Religion ungefährlich sei, ja im Gegenteil der Ehre Gottes und des christlichen Glaubens förderlich wäre. Ein paar Jahre später, 1676/1677 erschienen bei jenem Verlage, dem das Recht zustand, sich Drucker der Republik und Akademie Genf zu nennen, die «opera varia» von Robert Boyle, an deren Spitze die berühmten «Nova Experimenta Physico-Mechanica de Vi Aëris Elastica, & ejusdem Effectibus». Diese Herausgabe bedeutete praktisch, dass die Experimentalphysik in Genf den Rang einer Wissenschaft erhalten hatte und als unverdächtig in religiöser Hinsicht galt.

Noch vor Chouets Rücktritt ging die Führung der Experimentalphysik in der Schweiz an Jakob I Bernoulli über. In Basel hielt er als erster, nachdem er von einer Reise aus Holland und England zurückgekehrt war, seit etwa 1684 ein «collegium experimentale Physico-Mechanicum». Aus seinen Schriften geht hervor, dass er die für jene Epoche genaueste Bestimmung des Gewichtes der Luft vornahm und so solide Kenntnisse in der Experimentalphysik besass, dass er angebliche Erfindungen anderer (z. B. Borellis Taucheranzug) sogleich zurückweisen konnte. Nach Jakob I Bernoulli las der Mediziner Theodor III Zwinger wieder mit Erfolg die Experimentalphysik. 1699—1701 erschienen zur Ankündigung seiner Experimental-Vorlesungen besondere «Programmata invitatoria». Zwinger verfügte bereits über eine schöne Instrumentensammlung.

In Zürich war J. J. Scheuchzer mit Experimenten erstmals beschäftigt und verschaffte der Experimentalphysik nach 1709 im Schulunterricht Eingang. Andauernder Erfolg erzielte er aber damit nicht, denn bei der Errichtung der «Physikalischen Gesellschaft» 1746 war ein Hauptbegehren, die Experimentalphysik zu pflegen.

Die ersten grossen Experimentalphysiker im modernen Sinne besass die Schweiz im Genfer Jean Jalabert und vor allem im Basler Daniel Bernoulli. Des letzteren «Hydrodynamica» (1738) bestätigte alle wichtigen Prinzipien durch Versuche.

In der übrigen Schweiz begann der Einzug der Experimentalphysik als notwendiges Mittel der Naturerkenntnis und als Lehrfach (z. B. Bern 1752, Lausanne 1758) erst nach der Mitte des 18. Jahrhunderts, zum Teil veranlasst durch das Interesse, das den elektrischen Erscheinungen entgegengebracht wurde.

5. P. JUNG (St. Gallen). — *Medizinisches aus den St.-Galler-Klosterannalen*.¹

Als historische Frühzeugen der Sectio in mortua werden in der Gesch. der Geb.hilfe immer wieder genannt: der Abt Burkard der I. und der Bischof Gebhard von Konstanz. Beide führten den Beinamen: *Ingenitus*. Können diese beiden Mitteilungen Anspruch auf historische Glaubwürdigkeit erheben? Diese Frage war Gegenstand der vorliegenden Untersuchung. Ekkehard schreibt im 11. Jahrhundert über Ereignisse des 9. und 10. Die Geburt Burkards wird nämlich auf das Jahr 928 angesetzt. Das Leben Gebhards, von 980 bis 995 Bischof von Konstanz, wurde ebenfalls erst im 12. Jahrhundert in seiner Stiftung verfasst. Direkte Zeugnisse oder Belege werden weder im einen noch im andern Fall angeführt. Schon Meyer von Knonau, der die *Casus Ekkeharts* 1878 zuerst übersetzte und ihre Glaubwürdigkeit sorgfältig prüfte, betont, dass sie «den Anforderungen an eine lautere Geschichtsquelle nicht entsprechen». Es sollte sich ja, nach der Absicht des Verfassers auch nicht um eine eigentliche Geschichtschreibung, sondern um eine Sammlung klösterlicher Überlieferungen handeln. Für die historische Glaubwürdigkeit spricht die Tatsache der damals zweifellos viel häufiger ausgeführten Sectio in mortua. Das ist auch gar nicht weiter verwunderlich, wenn wir uns an das damalige, übrigens heute noch zu Recht bestehende Gebot der Kirche erinnern. Im Mittelalter aber genoss diese mindestens ebenso grosse, wenn nicht höhere Machtbefugnis als heute die Verordnungen und Gesetze der Staatsgewalt. Das Kind musste, wenn immer möglich, gerettet werden, um es nicht ungetauft sterben zu lassen. Die Mutter galt in solchen verzweifelte Fällen zum vornherein als verloren. Eine Möglichkeit, beide zu retten, kannte jene Zeit nicht. Es bestand also auf der einen Seite die Ohnmacht der Geburtshilfe, auf der andern das strenge Diktat der Kirche. Wägt man das Für und Wider gegen die historische Zuverlässigkeit der Berichte von Kaiserschnitten an der Toten bei der Geburt des Abtes Burkard des I. von St. Gallen und des Bischofs Gebhard von Konstanz, beide im 10. Jahrhundert, vorsichtig gegeneinander ab, so kommt man zu folgendem Schlusse: Wenn auch eine, von der heutigen Geschichtswissenschaft verlangte, einwandfrei als historisch treu ausgewiesene Darstellung nicht vorliegt, so lässt sich anderseits dagegen nicht nur kein zwingendes Argument vorbringen, sondern im Gegenteil, die Berücksichtigung der Zeit, ihrer politischen Einrichtungen und kirchlichen, mit grosser Machtvollkommenheit ausgestatteten Vorschriften spricht durchaus im vermehrten Masse für die Glaubwürdigkeit der Mitteilungen Ekkeharts und der Petershauser Chronik.

6. GERHARD WOLF-HEIDEGGER (Basel). — *Die bildliche Darstellung der anatomischen Sektion im 13. bis 19. Jahrhundert*.

Der Demonstrationsvortrag zeigt Anatomiebildnisse aus dem 13. bis zum 19. Jahrhundert. Alle diese bildlichen Darstellungen der anatomo-

¹ In extenso erschienen: Schweiz. med. Wschft. 1941, Nr. 43.

mischen Sektion aus 7 Jahrhunderten können nach ihrem Entstehungszweck in drei Kategorien gegliedert werden. In erster Linie handelt es sich um Titelblätter sowie um Titel- und Schlussvignetten anatomischer Werke, und zwar sowohl von Hand- wie von Druckschriften. Eine zweite Gruppe bietet sich uns in Porträts von Anatomen und Ärzten, die in Ausübung ihrer Sektionstätigkeit vom Künstler dargestellt wurden. Und schliesslich gibt es noch selbständige Anatomiebildnisse, die zumeist — unabhängig von Stil und Ausführungart — ein naturgetreues Bild des Anatomiesaales oder der anatomischen Demonstration vermitteln sollen, unter denen aber auch Darstellungen mit satirisch-karikaturistischem oder phantastischem Einschlag nicht fehlen.

Die einzelnen Bilder sind natürlich — ihrer verschiedenen Herkunft (Entstehungszeit, ausführender Künstler, Zweck) entsprechend — recht uneinheitlich in ihrem künstlerischen oder historischen Wert.

Sehr viele dieser Anatomiebildnisse, insbesondere die in künstlerischer oder geschichtlicher Hinsicht wichtigen, sind von Medizin- und Kunsthistorikern bereits hier und da reproduziert und besprochen worden. Ich habe mich bemüht, das weit verstreute Material, darunter auch das weniger oder nicht bekannte, möglichst vollständig zu sammeln und in chronologischer Reihenfolge zusammenzustellen.

Eine vergleichende Betrachtung dieser Bilderreihe bietet uns, vom Kunstgenuss abgesehen, manche Anregungen in medizinhistorischer Hinsicht. Eine ausführlich erläuterte Veröffentlichung der Bilder soll demnächst erfolgen.

7. ERICH HINTZSCHE (Bern). — *Albrecht Hallers anatomische Arbeit in Basel und Bern (1728—1736)*.

Hallers Manuskripte in der Berner Stadtbibliothek enthalten u. a. die vollständige Reihe seiner anatomischen Beobachtungen aus Basel, Bern und Göttingen (1728—1765); sie ermöglichen, der frühesten selbständigen Arbeit Hallers auf diesem Gebiet nachzugehen und deren Spuren in seinen späteren Werken aufzusuchen. Der Band: *Observationes anatomicae ex cadaveribus in theatro Basileensi Ao. 1728/1729 dissectis Demonstrationibus LXX Adnotante Alberto Haller M. D.* ist eigenhändig geschrieben. Auf mehr als 300 Seiten enthält er die anatomischen Befunde an 5 menschlichen Körpern, die Haller zu Unterrichtszwecken präparierte; vorangestellt ist jeweils eine kurze Krankengeschichte, so dass spätere wissenschaftliche Bearbeitung (z. B. in *Opusc. pathol. Obs.* 29 und 30) möglich wurde. Der ganze Kurs lässt den Umfang des anatomischen Unterrichtes überblicken; offenbar war man bestrebt, in einem Winter die gesamte Anatomie der Weichteile abzuhandeln, was mit Ausnahme der weiblichen Genitalorgane und der Leitungsbahnen an den Gliedmassen auch gelungen ist. Einige Kapitel sind recht ausführlich und z. T. sogar mehrfach besprochen (Gehirn, Gesichtsmuskulatur, Bauchorgane); sehr knapp ist von wichtigen Organen nur das Herz beschrieben, die Osteologie fehlt ganz. Sieben

Federzeichnungen von Buxtorf und Franc Passavant halten auffällige Befunde fest, darunter ist das Bild des Zwerchfells, das der 1733 in Bern erschienenen Publikation *De musculis diaphragmatis dissertatio anatomica* beigegeben ist. Auch der Text zu dieser Arbeit ist in der besonders ausführlichen und mit zahlreichen Randbemerkungen versehenen 50. Demonstration schon z. T. enthalten. Mehrfache Hinweise auf die Blutgefäßverteilung in der Zunge zeigen, dass Haller noch immer bestrebt ist, seine Dissertation zu überprüfen und zu ergänzen. Die Basler Universitätsbibliothek besitzt zwei von Emmanuel König und von J. C. Ramspeck herrührende Abschriften dieses Manuskriptes, die von Hirzel (1882) und Sigerist (1923) genannt wurden, His (1885) gab eine sehr kurze Inhaltsübersicht. — Aus der ersten Berner Zeit sind Hallers anatomische Beobachtungen weniger vollständig auf den ersten 16 Blättern eines Bandes: *Demonstrat. anatom. Götting. 1738* niedergeschrieben. Es finden sich eingetragen: sechs Vivisektionen zum Studium der Zwerchfellwirkung (April—Juni 1731), Krankengeschichte und Sektionsbefund von Hallers Schwager (*Comm. lit. Nor. 1734, Opusc. pathol. Obs. 43*) und ein kurzer Bericht über die bei der Eröffnung des ersten Berner anatomischen Institutes gehaltene Demonstration (Febr. 1735). Ausführlich beschrieben und durch Abbildungen von Ritter belegt ist die in neun öffentlichen Vorweisungen gezeigte Blutgefäßverteilung bei einem Neugeborenen (*Comm. lit. Nor. 1735*); ein weiterer Sektionsbericht vom März 1735 geht nur bei den Zungengefäßen in Einzelheiten, zum Schluss folgt die genaue Beschreibung der Befunde bei einer Doppelmissbildung (*Tempe Helv. 1735*); von dem im Januar 1736 präparierten Exomphalus (*Comm. lit. Nor. 1736*) sind im Manuskript nur vier Abbildungen vorhanden. Aus Briefen und Ratsmanualen lässt sich nachweisen, dass Haller in Bern zwischen 1729 und 1736 mehr Leichen sezirt und präpariert hat, als im Protokoll vermerkt sind. Über diese und andere anatomische Arbeit in Bern vor und neben Haller wird eine weitere Mitteilung in Aussicht gestellt.

Erscheint in extenso in «*Zeitschr. für Anat. und Entw.-Gesch.*», Bd. 111, 3. Heft, 1941.

8. HUBERT ERHARD (München). — *Geschlechtsbestimmung und Vererbung bei Anaxagoras.*

Die Vorsokratiker kannten die Ausfallerscheinungen, die nach Entfernung der Hoden entstehen, wussten aber noch nicht, dass die Hoden die Bildungsstätte des Samens seien. Die Eierstöcke waren ihnen noch unbekannt; diese werden zum erstenmal erwähnt von Diokles von Karystos (um 350 v. Chr.). Die Vorsokratiker nahmen an, dass Mann und Frau «Samen» liefere. Als Bildungsstätte des «Samens» betrachteten manche Vorsokratiker, wie z. B. Empedokles, das Blut; Anaxagoras und der etwas jüngere Demokrit dagegen den ganzen Körper. Anaxagoras hatte die Vorstellung, für die Entstehung des Kindes sei nur der männliche Same verantwortlich; vielleicht ist er darin von

dem etwas früheren Alkmaion beeinflusst. In diesem Sinne sagt Aischylos in den «Eumeniden», Erzeuger sei nur der Vater, die Mutter dagegen nur Bewahrerin des anvertrauten Pfandes. Komme der Same aus der rechten Körperhälfte des Vaters, lehrt Anaxagoras, gäbe es einen Knaben; aus der linken Seite des Vaters entstehe ein Mädchen. Der männlich bestimmte Same siedle sich dann im rechten, der weiblich bestimmte im linken Teil der Gebärmutter an. Nach Bachofen gehörte schon im alten Ägypten, in dem Mutterrecht herrschte, «das Links der weiblichen leidenden, das Rechts der männlich tätigen Naturpotenz an».

Balss schreibt: Wenn nach Anaxagoras nur der Vater «Samen absondere, nicht die Mutter, und die Mutter nur Bewahrerin des ganz aus dem väterlichen Samen entstehenden Embryo sei, dann sei danach die Tatsache der Vererbung seitens der Mutter und deren Ahnen auf das Kind unverständlich». Anaxagoras stand jedoch auf dem Standpunkt, dass *beide* Eltern Samen absondern. So schreibt Censorinus (1. Hälfte des 3. Jahrh. n. Chr.): «Anaxagoras aber war der Ansicht, dass die Kinder das Antlitz desjenigen Elters trügen, der mehr Samen beigetragen habe.» Demnach verdankt nach Anaxagoras das Kind seine *Entstehung* einzig und allein dem väterlichen Samen, seine *Geschlechtsbestimmung* dem väterlichen Samen, je nachdem ob er von der rechten oder linken Körperseite stamme, seine *Vererbung* jedoch väterlichem und mütterlichem Samen, je nachdem ob beim Koitus mehr väterlicher oder mütterlicher Samen abgesondert worden sei.

9. EDGAR GOLDSCHMID (Lausanne). — *Eugen Albrecht (1872—1908)*.

«Ich will der Wissenschaft einen Tempel errichten», hatte Joh. Christian *Senckenberg* erklärt, und diesem Entschluss verdankt die *Senckenbergische Anatomie* in Frankfurt a. M. ihre Entstehung. 1768 erbaut, 1776 fertig eingerichtet, wurde sie eigentlich als Pathologisches Institut eingeweiht; denn die erste, 1772, dort vorgenommene Sektion war die Autopsie ihres Schöpfers, der sich zu Tode gestürzt hatte. Später haben dort verschiedene Ärzte Anatomie gelehrt, so auch der *Struwwelpeter-Hoffmann*, Leiter der Irrenanstalt, und von 1851 an Joh. Christian Gustav *Lucae*, zumeist vor einem Publikum von Barbieren und Gymnasiasten — bis nach dessen Tod 1885 Carl *Weigert*, der schon berühmte Leipziger Patholog, die Umwandlung der Anatomie in ein Pathologisches Institut vornahm. Nach seinem frühen und unerwarteten Tod, 1904, wurde der Prosektor des Krankenhauses München r./d. Isar berufen, Dr. *Eugen Albrecht*, damals 32 Jahre alt. Die Ärzte, die sich wunderten, als dieser junge Mann erschien, hochgewachsen und mager, wurden aber bald gewahr, welches Glück ihnen und dem Institut widerfahren war, denn *Eugen Albrecht* sollte den Ruhm des *Weigertschen* Institutes erhalten und mehren und in kürzester Frist die Zuneigung und das Vertrauen der Ärzte gewinnen — ja, sie für sich begeistern.

Wenn ich mir heute erlaube, in diesem Kreise das Andenken Eugen *Albrechts* wachzurufen, so ist das ebenso das Pflichtbewusstsein des Chronisten beim Bestehen des 70. Geburtstages wie die Dankbarkeit des Schülers.

Hätten wir das Glück, in friedlichen Zeiten zu leben, dann hätten die Pathologen es sich wohl nicht nehmen lassen, den bevorstehenden 70. Geburtstag des allzu früh Verstorbenen zu feiern. Müßig sich ausdenken, wie hoch es sich jeder zur Ehre gerechnet hätte, zu einer Festschrift beizusteuern, wenn der Tod nicht vorzeitig diese Leuchte der Wissenschaft gelöscht hätte — aber jetzt findet sich kaum ein Zitat — selbst in den verbreitetsten Lehrbüchern der Medizingeschichte ist nur gerade der Name und die Begründung «Frankfurter Zeitschrift für Pathologie» erwähnt.

Eugen *Albrecht* ist am 21. Juni 1872 in Sonthofen geboren und am 18. Juni 1908 in Frankfurt gestorben. Er kam von der Philologie und Philosophie zur Medizin und ging über Zoologie und Entwicklungsmechanik zur Pathologie über. Wo er sich hören liess, brachte er die Fachgenossen zum Aufhorchen — ob es sich nun um abgelegene und schwer zugängliche Gebiete wie Physik und Chemie der Zelle handelte oder um Alltägliches wie Lungentuberkulosen-Lokalisation und Sektionsordnung. Sein Ruf füllte die Hörsäle, wenn auch so mancher nachher zugab, auch nicht ein Wort verstanden zu haben. Denn *Albrecht* sprach ebenso konzentriert wie er schrieb, und stets waren es neue Gedanken und neue Tatsachen, die er mitteilte.

Als *Albrecht* seinen Aufstieg begann, war *Virchow* noch am Leben. Auf jeden freiwerdenden Platz warteten zahlreiche Dozenten und Professoren. Die sogenannten grossen Prosektoren lebten nur am Rande der Universitätsinstitute, obwohl ihre Arbeiten und Institute so manches Universitätsinstitut in den Schatten stellten. Aber *Albrecht* war nie habilitiert und nur 1½ Jahre Institutsassistent in München. Er war kurze Zeit bei Wilhelm *Roux* in Halle und an der Zoologischen Station in Neapel, bei Otto *Bollinger* und Hans *Schmaus* in München. Endlich arbeitete er an der Biologischen Station des Zoologischen Instituts in München (Entdeckung des Erregers der Krebspest mit *Hofer*) und blieb bei *Bollinger* am Pathologischen Institut. Von dort aus bekam er die von ihm geplante und erbaute Prosektur am Krankenhaus r./d. Isar und plante noch den Bau der neuen Schwabinger Prosektur. Doch schon wurde er als Nachfolger von Carl *Weigert* nach Frankfurt a. M. berufen, wo aus der winzigen und antiken *Senckenbergischen* Anatomie ein modernes Pathologisches Institut zu schaffen war. Während dieses Institut von ihm neugeplant und erbaut wurde, erhielt er den Ruf als Nachfolger von Ernst *Ziegler* nach Freiburg i. B. und lehnte ihn wie noch andere Anfragen ab. Nur wenige Wochen war es *Albrecht* vergönnt, in seinem neuen Frankfurter Institut zu arbeiten, denn bevor es noch öffentlich eingeweiht werden konnte, ist *Albrecht* seiner Phthise erlegen, in wenigen Tagen, und mit ihm sind die grössten Hoffnungen ins Grab gesunken.

Albrechts Arbeiten (etwa 70) sind in den Nekrologen von 1908/1909 aufgezählt und dargestellt. Ich will mich deshalb kurz fassen. Arbeiten über Physiologie und Pathologie der Zelle beginnen in der Studienzeit, gemeinsam mit *Schmaus*. Die über Tumoren gehen schon auf die Hallenser Tätigkeit zurück, die über mehr praktische Themen wohl auf die Münchener Zeit. Bevor er endgültig zur Pathologie überging, setzte er sich in den «Vorfragen der Biologie» mit den grossen Problemen auseinander. Der Inhalt des Buches sei hier kurz angegeben, weil es in der medizinischen Literatur meist zu kurz kommt. Die Einleitung, «Erkenntnistheorie und Naturwissenschaft», klärt die erkenntnistheoretischen Voraussetzungen aller Forschung. «Vitalistische und mechanistische Biologie» bringt den Neovitalismus und seine Begründung sowie die mechanistische Betrachtungsweise des Lebens und ihre Grundlagen. Das «Problem der lebenden Form» bespricht «Erscheinung und Wesen». Bei der konzentrierten Darstellungsweise *Albrechts* bedingen die «Zusätze und Anmerkungen» ebensoviel Raum wie der Text.

Klassisch sind seine «Untersuchungen über die Natur des Seeigeleies», am lebenden Protoplasma ausgeführt, welche den Nachweis der flüssigen Natur des Seeigeleies und seiner sämtlichen Bestandteile führten. Seine Vorliebe galt stets der Untersuchung frischen Materiales, und er äusserte immer Bedenken dagegen, aus der Betrachtung von «Zelleichenbildern» Schlüsse zu ziehen. Von nachhaltiger Wirkung waren die weiteren Arbeiten über Zellphysik und Zellchemie; so über die funktionelle Struktur der Leberzelle und über postmortale Myelinbildung. Zur experimentellen Cytochemie und Cytophysik sind die Arbeiten über Kernstruktur und die roten Blutkörperchen zu rechnen. Er wollte in der mikroskopischen Cytochemie «ein Parallelgebiet zur physiologischen Chemie schaffen». Hier sind noch zu erwähnen die physikalische Organisation der Zelle, ihre Tröpfchenstruktur, die tropfige Entmischung, Morphologie der Nierenzelle, um nur einen Begriff von *Albrechts* Arbeitsrichtung und -erfolgen zu geben.¹

Wichtig in der damaligen Tuberkulose- und Tumorkampfzeit waren in der Abwehr *Behringscher* und *Ribbertscher* Behauptungen die Arbeiten über die Lokalisation der Tuberkuloseprozesse in den Lungen und die Tumorgenese — alles Dinge, die uns heute selbstverständlich scheinen, aber damals Neuland waren. *Albrechts* philosophische Schulung befähigte ihn besonders zu klarer Begriffsbildung und sauberer Folgerung. Daher schon stammt ein Teil der Bedeutung seiner Tumoranschauungen in den Arbeiten über physiologische Funktion der Geschwülste, entwicklungsmechanische Fragen der Geschwulstlehre, Grundprobleme, Randbemerkungen; seine Einteilung der Tumoren in Hamartome, Choristome, Blastome. «Geschwülste sind Organoide, organisierte Überschussbildungen.» Schliesslich sollen noch die Arbeiten

¹ Da es sich hier nur um ein Erinnerungsblatt handelt, kann auf eine vollständige Literaturlaufzählung verzichtet werden, wie sie sich in den Nekrologen von 1908 findet, die im Index-Catalogue festzustellen sind.

erwähnt werden «über Darwinismus von heute; Vitalismus und Teleologie; Teleologie und Pathologie; Krankheitsbegriff». Die Fülle der neuen Gedanken, die Experimente, die schlüssige Beweisführung verlangen eigenes Studium — ein kurzer Bericht ist kaum möglich.

Die Frankfurter Zeitschrift für Pathologie, die *Albrecht* begründet und deren erstes Erscheinen er noch erlebt hat, besteht heute noch.

Bei dieser rastlosen beruflichen Tätigkeit vernachlässigte *Albrecht* weder klassische noch moderne Literatur, unterstützt durch seine vielfachen Sprachkenntnisse, beschäftigte sich mit der bildenden Kunst und trieb eifrig Musik. In welchem Mass er imstande war, schöpferisch tätig zu sein, beweisen seine aus dem Nachlass herausgegebenen «Gedichte und Gedanken». Sogar in den Streit der politischen Meinungen griff er ein («Warum wir wählten!») und war der Geselligkeit gewogen, soweit es seine Gesundheit zuliess. Den Winter verbrachte er in den letzten Jahren in Clavadel.

Das Leben in seinem Institut ist die schönste Erinnerung für jeden, der daran teilnehmen durfte. Es war ein geradezu idealer Betrieb unter denkbar primitiven Verhältnissen. Das Dr. *Senckenbergische* Pathologisch-Anatomische Institut war tatsächlich die alte Anatomie von 1768, wie sie oben geschildert wurde. Als *Weigert* das Institut für pathologisch-anatomische Zwecke übernahm, liess er nur die Holztische frisch streichen, richtete eine Art von Küche für bakteriologische Arbeiten ein und baute ein paar Tierställe in die Höhlungen der alten Stadtmauer ein. Das wurde nun alles nach Möglichkeit brauchbar gemacht und funktionierte bis zum Winter 1907/1908. Ein einfacher Seziersaal befand sich in einem relativ neuen Gebäude im Bürgerspitalsgarten; aber zu den meisten Sektionen begab sich das Institut auf Fahrrädern, *Albrecht* mit fliegenden Rockschössen voran.

Wie *Albrecht* in bakteriologischen Dingen keinen Spass verstand, so war Sauberkeit im Betrieb Selbstverständlichkeit, obwohl sie damals noch von vielen hochmögenden Fachgenossen verspottet wurde — einschliesslich der Gummikleidung und der Handschuhe. Der weisse Marmor, die weissen Fussbodenplatten, der weisse Lack des Holzes erregte Kopfschütteln der älteren Kollegen; und noch in diesen Tagen habe ich zu meinem Erstaunen mitangehört, wie bei der Führung in einem modernsten wissenschaftlichen Unternehmen die Neuigkeit hervorgehoben wurde, dass Türen und Wände weiss gestrichen wären, um Verunreinigung feststellen und daher vermeiden zu können.

Den Suprematiegelüsten der Bakteriologen (um 1905) — heute würde man Führeranspruch sagen — trat er aber entschieden entgegen. Gerade so lehnte er auch die Leute ab, die Sektionsdiagnosen mit der Ölimmersion stellen wollten. Er war mit *Virchow* einig, dass man der Natur wieder ums Dreihundertfache näherrücken müsste: das heisst das Ganze überblicken, nicht nur einen winzigen Ausschnitt.

So war auch seine Stellung zu den Bedürfnissen des Klinikers. Noch als Prosektor in München war er auf Praxis gegangen, und er verstand die Wünsche des behandelnden Arztes, für den er seziierte.

Seine Sektionspädagogik war vorbildlich. Anatomiekenntnis war selbstverständlich. Die Anschauung, dass man eine chirurgische Sektion sozusagen aus dem Handgelenk macht, weil es ja doch nur auf Feststellung der Peritonitis ankäme, kam nicht auf. Die Idee, dass Tuberkulosesektionen eigentlich nur zum Eingewöhnen für die Jüngsten da wären, war unbekannt, weil er die Tuberkulösen mit Vorliebe selbst seziierte. Eine Miliartuberkulose ohne Nachweis der Einbruchsstelle war undenkbar — « in *Weigerts* Institut! » pflegte er zu mahnen. Ein Tumorfall ohne Auffinden des Primärtumors hätte den unglücklichen Obduzenten gehindert, sich wieder zu Hause blicken zu lassen. Epiphyse und Hypophyse, Plexus chorioïdes, Epithelkörperchen und Zuckerkandlsches Organ gehörten zu den Selbstverständlichkeiten ebenso wie die genaue Knochensektion. « Wer eine Autopsie vornimmt, soll sie so machen, als ob er in diesem Leben keine weitere Handlung mehr beabsichtige. » Dazu kam dann die histologische und bakteriologische Untersuchung des ganzen Falles — daher und dadurch lernte man dort nicht nur pathologische Histologie und Bakteriologie, sondern etwas viel Selteneres: die zuverlässige makroskopische Diagnose. Denn der behandelnde Arzt will ja nicht irgendwann, im Lauf des Jahres, mit histologischen Feinheiten ergötzt werden, sondern will am Seziertisch erfahren, womit er es zu tun hat. In *Albrechts* Institut waren Dinge selbstverständliche Übung, die ich noch 25 Jahre später in anderen Instituten als Ausnahmeleistung habe rühmen hören.

Nach *Albrechts* Tod hat so mancher der älteren Pathologen gefragt, wie war das möglich? Wie hat er das in den paar Jahren geschafft? Woher die begeisterte Gefolgschaft seiner Schüler und Angestellten? Es war nicht das grosse Können, die riesige Literaturkenntnis, das untrügliche Gedächtnis, die nicht erlahmende Arbeitskraft — es war die überragende Persönlichkeit. Jeder wollte sein Bestes geben, um ihn zufriedenzustellen; man suchte ihm jeden Wunsch von den Augen abzulesen. Er war die Güte, das Wohlwollen selbst. Ging etwas schief, so nahm er die Schuld auf sich. Für sich verlangte er niemals etwas; aber stets suchte er die Lage seiner Assistenten und Angestellten zu bessern.

Bei seiner Ankunft in Frankfurt gab es einen einzigen Assistenten, der auf die Sputumgelder angewiesen war. Alsbald wurden zwei Assistenten angestellt, ein dritter aus seiner Tasche besoldet; es gab eine Laborantin-Zeichnerin und Stenotypisten, um sichere Protokolle für Institut und Klinik sofort zu erzielen und die Assistenten mit Schreiberei zu verschonen. Dabei musste die Laborantin in seinem eigenen Arbeitszimmer hausen, und der Schreiber thronte auf der Hörsaalgalerie zwischen den Sammlungstöpfen.

Wissenschaftliche Arbeit — in den Nachtstunden! — war für alle selbstverständlich; aber Publikation kam erst in zweiter Linie.

Bei den geschilderten Eigenschaften ist es natürlich, dass *Albrecht* einen ganz ungewöhnlichen Einfluss auf seine Umgebung ausübte. Und die Wechselwirkung zwischen ihm und den Männern, die damals in Frankfurt seine Umgebung bildeten, liess das Grösste erwarten. Ich

nenne nur Paul *Ehrlich* und Ludwig *Edinger* auf der Höhe ihres Schaffens, und Friedrich *Dessauer* und Hugo *Lüthje* als aufstrebende Grössen — *Lüthje*, den auch ein tragisches Geschick in jungen Jahren dahinfliehen sollte.

Im ersten Winter des neuen Institutes musste *Albrecht* wieder nach Davos gehen. Alles ersehnte den Tag seiner Rückkehr — für sein Institut bestand die ganze Welt aus dieser Hoffnung. Aber wenige Wochen nach seiner Rückkunft kam eine Haemoptoë, und nach wenigen Tagen war dieses reiche Leben zu Ende, kurz vor Vollendung seines 36. Jahres. Es blieb das Motto seiner «Gedichte und Gedanken»: «Leben ist nichts, Erleben alles».

Eugen *Albrechts* Arbeiten sind heute noch frisch und überraschend aktuell. Und wer seinen Schülern begegnet, wird mit Erstaunen feststellen, dass er bei ihnen noch so lebendig ist, als ob sich erst gestern die Tür hinter ihm geschlossen hätte. — —

* * *

Am Montagnachmittag, 8. September, fand in der Universitätsbibliothek die Besichtigung einer auf Wunsch der Schweizerischen Gesellschaft für Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften durch Herrn Oberbibliothekar Dr. K. Schwarber zusammengestellten Paracelsus-Ausstellung statt. Berichte über diese ungewöhnlich anschauliche Darbietung von überraschender Reichhaltigkeit sind enthalten in: «Nachrichten der Vereinigung Schweizerischer Bibliothekare», Jahrgang XVII, 1941, Nr. 4, von K. S. [Karl Schwarber]; «Gazette de Lausanne», 23 sept. 1941, Nr. 265 [par Georges Raymond]; «Luzerner Neueste Nachrichten», Sonntagspost Nr. 220, 20. bis 21. Sept. 1941, Seite 7, von Paul Frima; «Neue Zürcher Zeitung», 16. Sept. 1941, Bl. 6, Nr. 1456, von A. L. Vischer; «Basler Nachrichten», 16. Sept. 1941, Nr. 254, von A. B. [Albert Bieber]; «National-Zeitung», Basel, 16. Sept. 1941, Nr. 428, von Hanns Sten; «Basler Volksblatt», 22. Sept. 1941, Nr. 219, von r. b. [Roman Brodmann]; «Basler Woche», Jahrgang 10, 1941, Nrn. 35 und 36.

Es hat noch gesprochen: Richard Menzel, Wädenswil.